

CLAUDIA WENK

# **DER TOTE VON SANTANYÍ**

*Mallorca Krimi*

emons:

## **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Katharina Jaeger/Lookphotos

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2018

ISBN 978-3-7408-0389-6

Mallorca Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch die  
Verlagsagentur Lianne Kolf, München.

Für meine Eltern

Graphitgraue Wolkenberge hatten sich vor die Sonne geschoben. Eine eigenartige Stille senkte sich über die Ebene. Selbst die Hühner waren verstummt. Gerade noch waren sie aufgereggt gackernd im Zickzack durch ihr Gehege gerannt und hatten sich immer wieder blitzschnell gegenseitig einen Schnabelhieb verpasst. Jetzt suchten sie Schutz in ihrem Stall.

Sie beobachtete durch das Fenster, wie Senyora Pons einen Riegel vor die Tür schob. Als fürchtete sie, der aufkommende Wind könne sich eine ihrer Hennen holen. Oder womöglich den Hahn.

Es wurde von Augenblick zu Augenblick dunkler. Die Umrisse der Windräder am Horizont im Süden von Campos waren kaum noch auszumachen. Bei schönem Wetter konnte sie sonst die Holzlamellenflügel der alten Pumpmühlen, mit denen früher Grundwasser gefördert und Sümpfe trockengelegt wurden, klar erkennen.

Eine Gänsehaut lief über ihre Arme. Sie nahm einen Schluck von ihrem Kaffee. Die unbeschwerte Sommerszenerie hatte sich in nur wenigen Minuten völlig verändert. Es war die Ruhe vor dem Sturm. Sie versuchte sich einzureden, dass dies kein schlechtes Vorzeichen war und nichts mit dem zu tun hatte, was an diesem Tag vielleicht noch kommen würde.

Das Klingeln des Telefons zerschnitt wie ein Schrei die angespannte Stille. Ihr Herz klopfte bis zum Hals, als sie das Gespräch annahm. »Dr. Mayol, sind Sie es?«

»Ja, ich –«

»Endlich. Wie ist es gelaufen?«

»Ich fürchte, ich habe keine guten Neuigkeiten für Sie.«

Eine Panikwelle rollte heran wie donnernde Brandung. Draußen zogen sich die Unheil verkündenden Gewitterwolken zu einer blau-schwarzen Wand über der flachen Landschaft im Süden der Insel zusammen.

Sie drehte dem Fenster den Rücken zu. »Reden Sie.«

»Er will nicht verkaufen.«

»Was genau hat er gesagt? Will er darüber nachdenken? Will er vielleicht mehr Geld?«

»Hören Sie, ich habe nicht einmal fünfzehn Minuten mit ihm sprechen können, bevor er mich gebeten hat, sein Haus zu verlassen. Um es freundlich auszudrücken. Er hat seine Ablehnung nicht begründet. Ich denke nicht, dass es ein weiteres Gespräch geben wird.«

»Der verdammte Scheißkerl.«

Für eine Sekunde herrschte Schweigen.

»Es tut mir leid, nicht mehr für Sie tun zu können.«

»Ja, mir tut es auch leid. Sehr sogar.«

»Auf Wiederhören.«

Ein Klicken in der Leitung zeigte an, dass das Gespräch beendet worden war. Für einen Moment stand sie bewegungslos da.

»Doch, es wird ganz sicher ein weiteres Gespräch geben. So leicht kommt er diesmal nicht davon«, flüsterte sie.

Der Wind nahm gefährlich an Geschwindigkeit zu. Sie merkte kaum, wie sie sich vor unterdrückter Wut auf die Unterlippe biss. Erst als sie einen metallenen Geschmack auf der Zunge verspürte, entluden sich ihr Zorn und die Enttäuschung. Zusammen mit dem ersten Donnerschlag zerschellte der Keramikbecher, den sie bis eben noch haltsuchend mit der einen Hand umklammert hatte, auf dem Steinboden, und das Arabeskenmuster zersprang in tausend schimmernde Scherben.

Miquel Planas fluchte. Schwere Regentropfen zerbarsten bereits auf der Windschutzscheibe, während er noch nach einem Parkplatz in der Nähe des Hauses suchte. Er war die enge Straße zwischen den luxuriösen Villen oberhalb der von Felsen gesäumten Bucht in Cala Santanyí bereits in beide Richtungen abgefahren. Zweimal. Er fand keine Lücke.

Verdammt, dachte er, wenn ich den Wagen noch weiter weg abstellen muss, bin ich bis auf die Knochen nass, wenn ich zu Fuß zum Haus laufe.

Er fühlte sich außerdem nicht mehr ganz sicher auf den Beinen. Er kam geradewegs aus Lluçmajor, wo er sich mit seinen Kumpels beim Stammtisch des Fanclubs von Real Mallorca einige Gläser *Herbes* genehmigt hatte. Und wie immer hatte er es sich nicht nehmen lassen, vor der Heimfahrt einmal das Denkmal der Schuhmacher auf dem palmenbestandenen kleinen Platz an der Carrer D'Antoni Maura zu passieren und in seine Richtung zu spucken. Die eingemeißelten Handwerkszenen standen für den Wohlstand, zu dem die Zunft der Stadt verholfen hatte. Für Planas stand die in Stein gehauene Ehrung für die verfahrenere Situation, in der er sich befand. Daher pflegte er sein Ritual, weil er sonst nichts ausrichten konnte gegen den einen Schuhfabrikanten, den er so hasste.

Eigentlich hätte ich in diesem Zustand gar nicht mehr Autofahren dürfen. Zumindest geht Sitzen besser als Laufen. Er grinste bei dem Gedanken, wendete erneut den Wagen und fuhr auf das Haus zu. Er hatte die Nase voll. Er würde auf die Auffahrt fahren und sich vor die Garage seines Schwiegervaters stellen. Der würde heute sicher nicht mehr wegfahren wollen.

Er stoppte den Wagen, sprang heraus und hakte das Tor auf. In wenigen Sekunden war er bereits klitschnass. Das Regenwasser lief ihm in den Hemdkragen. Er fluchte abermals, bevor er endlich den Wagen auf dem Grundstück parkte.

Gerade wollte er im Laufschrift zur Haustür eilen, als er eine Stimme vernahm.

»Was machst du denn da? Ich hab dir doch gesagt, du sollst deinen Wagen nicht vor der Garage parken.«

Sein Schwiegervater. Als hätte er es geahnt. Planas überkam augenblicklich eine große Wut, denn der Alte hielt einen über-großen Regenschirm über sich, während er selbst inzwischen aussah wie ein aus der Bucht gefischter nasser Hund.

»Mensch, es ist nichts frei in der Straße, und es gießt. Das siehst du doch.«

»Das interessiert mich nicht. Du kennst die Regel.«

Die Regel. Planas hätte beinahe laut losgelacht. Wer außer Bernat Crespí brauchte derlei Regeln für das Zusammenleben mit seiner eigenen Familie? Vermutlich niemand. In Wirklichkeit ging es ihm doch nur darum, den alten, zerknautschten Seat des Schwiegersohns nicht vor seiner Nobelvilla sehen zu lassen. Er war nicht ausreichend repräsentabel. Und das war schließlich alles, worauf es ankam. An jedem einzelnen verdammten Tag.

»Willst du denn heute noch weg?«

»Das hat damit nichts zu tun. Los, los.« Mit einer gebieterischen Handbewegung, als würde er eine lästige Fliege verscheuchen, gebot Crespí seinem Schwiegersohn, das Grundstück von seinem Auto zu befreien. Überheblich kräuselten sich die Lippen unter dem bleistiftdünnen Oberlippenbart, dessen Enden sich leicht nach oben bogen, was ihm Ähnlichkeit mit Salvador Dalí verlieh.

Planas hasste diesen Gesichtsausdruck. Es reichte ihm. »Und wenn nicht? Lässt du mein Auto abschleppen, oder rufst du gleich die Polizei und lässt mich verhaften?«

»Hier habe immer noch *ich* das Sagen. Du wohnst in *meinem* Haus auf *meinem* Grund und Boden, und solange das so ist, hast du dich nach *meinen* Regeln zu richten.«

Damit drehte Crespí sich um und ließ Planas im Regen stehen. Er war nicht einmal laut geworden, doch diese ätzende Arroganz war schlimmer, als wenn er gebrüllt hätte.

Planas ballte die Fäuste. Er konnte nichts machen. Iñes und

er konnten sich im Moment nichts anderes leisten. Sie waren den Schikanen des Alten ausgeliefert.

Nicht mehr lange, schwor er sich ein ums andere Mal. Irgendwann werden die Karten neu gemischt.

Er rannte zurück zum Auto, tränkte den Sitz mit seiner tiefenden Kleidung und suchte sich einen Parkplatz in einer weiter entfernten Nebenstraße.

Dieser Scheißkerl, dachte er bei jedem Schritt zurück zum Haus, bei dem ihm das Wasser aus den Schuhen quoll. Nicht mehr lange, das schwöre ich.



Iñes Crespí hörte, wie sich nach zwei vergeblichen Versuchen endlich der Schlüssel im Schloss herumdrehte.

»Wie siehst du denn aus?«, entfuhr es ihr, als ihr Mann vor ihr stand und sich anschickte, die Enden seines Hemds auszuwringen. »Du tropfst den ganzen Teppich voll. Geh ins Bad!«

»Da kannst du dich bei deinem Vater bedanken. Ich durfte nicht auf der Auffahrt parken. Nicht mal bei dem Wetter hat der Kerl ein Einsehen.«

»Bitte, Miquel, nicht schon wieder eine Diskussion über meinen Vater. Meine Mutter sagt, er hatte heute einen schlechten Tag. Da war so ein Typ bei ihm, ein Anwalt oder ein Notar. Sie weiß es nicht genau. Seitdem ist er ungenießbar.«

Mit vor Wut verzerrtem Gesicht kickte Planas seine schmutzigen Schuhe in die Ecke des Korridors, wobei sich Dreckspritzer über die blütenweiß gekalkte Wand verteilten. Iñes warf ihm einen ärgerlichen Blick zu.

»Seitdem? Guter Witz. Ich würde sagen, dein Vater ist immer ungenießbar. Eines Tages, das sage ich dir, eines Tages brennt mir die Sicherung durch. Mir oder jemand anderem. Gibt ja genug Menschen, die er schikaniert. Nur so werden wir endlich unsere Ruhe haben.«

»Bist du verrückt geworden? Wie kannst du so etwas sagen?«

»Das ist meine ehrliche Meinung. Es wäre eine Befreiung für alle.«

»Du weißt doch nicht, wovon du redest. Soll ich dir sagen, was passieren würde? Es gäbe niemanden mehr, der sich um meine Mutter kümmert. Das hinge alles an mir. Finanziell und überhaupt. Es ist doch bisher schon schwer, wenn sie einen akuten Schub hat wie im Moment, in ihrer Euphorie drei Dinge auf einmal machen will und am Ende von allem die Hälfte vergisst und Dinge durcheinanderbringt. Auf alles müssen wir ein Auge haben. Irgendwann müsste ich sie wahrscheinlich betreuen wie ein Kind.« Das Kind, das wir nicht haben, dachte sie, behielt

diesen Gedanken jedoch für sich. »Ich könnte nie mehr arbeiten gehen. Wir hätten weniger Geld. Soll ich weitermachen?«

»Es gibt für alles eine Lösung. Du musst den Gedanken nur mal ganz zu Ende denken, falls du verstehst, was ich meine.«

Iñes fragte nicht nach. Sie wollte es nicht wissen. Sie war dieser Gespräche so überdrüssig. Seit Jahren ging das schon so. Miquel hatte recht, mit ihrem Vater konnte man nicht unter einem Dach leben. Er hatte sich über die Jahre zum Tyrannen entwickelt, ganz nach seinem eigenen Vater.

Sie erinnerte sich noch gut an ihren Großvater. Herrschsüchtig und grob war er gewesen. Und wenn seine Familie nicht tat, was er wollte, war ihm schon mal die Hand ausgerutscht. Jedenfalls galt das für seine erste Familie. Oder er hatte die kleine Iñes an den Ohren gezogen, wenn sie über den Rasen gelaufen und dabei aus Versehen auf die akkurat angeordneten Kräuterbeete getreten war. Oder das Gartentor nicht richtig hinter sich geschlossen hatte, wenn sie von der Schule oder von Freunden nach Hause gekommen war.

Ihr Vater hatte, solange sie sich zurückerinnern konnte, kein gutes Wort für ihren Großvater übrig gehabt. Doch nach dessen Tod war er genauso geworden wie er. Vielleicht war er sogar noch schlimmer. Er wendete keine körperliche Gewalt an, doch Worte konnten manchmal viel verletzender sein.

Iñes ging ins Bad, drückte eine Schlaftablette aus der Vertiefung unter der Silberfolie und spülte sie mit Leitungswasser hinunter. Wenigstens für ein paar Stunden wollte sie nicht mehr darüber nachdenken müssen.

Im Nachbarhaus wurde der Vorhang am Fenster im Erdgeschoss wieder ordentlich in Falten gelegt. So, wie er gewesen war, bevor er dezent zurückgezogen wurde, um den Blick auf die streitenden Männer freizugeben. Ganz brachte Maria Garau es noch nicht fertig, sich abzuwenden. Sie verharrte nah an der Scheibe, als hoffte sie auf eine Zugabe.

»Eines Tages schlagen die sich die Köpfe ein«, sagte sie zu ihrem Sohn Josep, der hinter ihr am Küchentisch saß und in der »Diari de Balears« blätterte.

»Ach, was du wieder hast«, erwiderte Josep Garau desinteressiert.

»Ich sag es dir, das knallt da eines Tages. Der ist doch von Anfang an nicht einverstanden gewesen mit dem Schwiegersohn.«

Garau verdrehte die Augen. »Woher willst du das denn wissen. Hat er dir das vielleicht erzählt?«

»Das braucht mir niemand zu erzählen. Ich kann eins und eins zusammenzählen. Der ist nicht gut genug für seine Tochter. Du erinnerst dich vielleicht nicht mehr, weil du selbst noch ein Kind warst. Schon als Iñes noch klein war, durfte sie nicht mit den anderen Kindern spielen. Sie musste herausgeputzt und frisiert mit ihrer Mutter in den Künstlerateliers in Santanyí und auf Vernissagen in Palma posieren, während alle anderen unten am Strand herumgetobt sind.«

»Tja, wir waren böse Schmuttelkinder.« Garau seufzte theatralisch.

»Ach was, Schmuttelkinder. Ganz normale Kinder wart ihr. Damals konnte man sein Kind auch noch von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit den anderen draußen in der Bucht herumstromern lassen, ohne Angst haben zu müssen, dass es abends nicht wieder nach Hause kommt.«

»Außer ...« Garau beendete den Satz seiner Mutter nicht, denn er wusste schon, was kam.

»Außer wenn ihr euch an der Caló des Moro herumgetrieben habt. Hundertmal haben dein Vater und ich damals gesagt, ihr sollt euch von den Klippen fernhalten ...«

»Aber ...« Garau gab die Stichworte vor wie ein Souffleur.

»Aber diese verrückten Klippenspringer, die hatten es euch angetan. Wie oft habe ich zu deinem Vater gesagt, »Josep wird sich das Genick brechen. Verbiете ihm, dorthin zu gehen«, habe ich gesagt.«

Maria erinnerte sich mit einem Schaudern an die malerische Bucht, deren Strand die Besucher nur zu Fuß über einen abschüssigen Pfad erreichen konnten. Gastronomie und Rettungsschwimmer hatte es nicht gegeben. Gerade deshalb hatten sich dort die wagemutigsten Jungs getroffen, um sich von den mit Pinien bewachsenen Felshängen ins Wasser zu stürzen. Sie war heute noch froh, dass ihr Josep nicht so mutig gewesen war.

»Und dennoch, früher war alles besser.«

Einer aufmerksameren ZuhörerIn wäre Garaus ironischer Ton aufgefallen. Maria allerdings war zu beschäftigt mit dem Fortgang ihrer Ausführungen. »War es auch. Zumindes gab es da noch nicht diese grässlichen Castingshows im Fernsehen. Ich sage dir, wenn es die schon gegeben hätte, die hätten die Iñes da hingeschleppt. Immer was Besonderes sollte sie sein. Mit diesen ganzen Diäten. Das arme Ding. Die Iñes hat als Kind nie etwas Anständiges zu essen bekommen. Und das hat mir ihre Mutter selbst erzählt.« Maria reckte den Zeigefinger in die Luft, um ihren Worten Nachdruck zu verleihen. Ein winziger Tropfen Olivenöl rann dabei hinab zu ihrem Handgelenk. Das Schauspiel nebenan hatte begonnen, als sie gerade mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt gewesen war.

Sie hatte die weiblichen Hausangestellten schon vor langer Zeit entlassen, da diese ihrer Meinung nach ihrem Mann viel zu oft schöne Augen gemacht hatten. Nach seinem Tod hatte sie es dabei belassen, sich um die Küche und den Rest des Hauses selbst zu kümmern. Und das hatte einen ganz einfachen Grund: Das eingesparte Geld konnte sie in die horrende monatliche Telefonrechnung investieren. Der tägliche Schwatz mit

ihren Freundinnen war ihr heilig. Und etwas anderes hatte sie schließlich sowieso nicht zu tun.

»Die war sogar noch stolz darauf, dabei hätte sie sich schämen sollen. Jeden Abend grünen Salat und Mineralwasser. Und *Pa amb oli*, allerdings für das arme Mädchen ohne Olivenöl. Von Schinken ganz zu schweigen. Das ist doch nichts für ein Kind. Sie musste ja in die Designerkleider passen, die der Herr Schuhfabrikant für sie ausgesucht hatte.«

»Mission erfüllt. Sie ist dünn wie eine Stricknadel«, meinte Garau ohne eine Spur von Mitleid.

»Sicher. Ihre Eltern haben ja auch den Grundstein gelegt für so eine Essstörung.«

»Woher hast du denn das wieder? Aus einem deiner Magazine? Oder einer Dokusoap?«

»Ach, davon hast du keine Ahnung.«

Plötzlich hielt Maria den Atem an. Da war etwas. Sie meinte, eine Bewegung im Nachbargarten wahrgenommen zu haben. Bei den Oleanderbüschen. Und einen Schatten?

Erwartungsfroh kniff sie die Augen zusammen, um den Regenschleier mit ihrem Blick zu durchdringen. Als sie jedoch nichts ausmachen konnte, verzog sie enttäuscht das Gesicht, wie um eine ersehnte Fortsetzung der Abendunterhaltung gebracht. »Komisch, ich dachte, ich hätte ...«

»Was?«

»Ach, nichts«, seufzte Maria, verließ ihren Posten und widmete ihre Aufmerksamkeit wieder der *sopa de peix*, die auf dem Herd leise vor sich hin simmerte. Der Duft von Fisch, Lorbeer und Knoblauch hing schwer in der Luft.

»Endlich«, murmelte Garau.

Es war bereits spät in der Nacht, und ihre Wut war noch immer nicht verraucht. Verònica Martí lief auf und ab über den kühlen Steinboden und ließ dabei eine Handvoll matt schimmernder Kunstperlen von einer Hand in die andere kullern. Das beruhigte sie.

Aufgezogen zu einer Kette, hatten die Perlen ihrer Mutter gehört. Es war ein Geschenk ihres Mannes gewesen, der das Schmuckstück eigens für sie hatte anfertigen lassen, als der zehnte Hochzeitstag mit dem einhundertsten Geburtstag des Unternehmens »Majorica« in dasselbe Jahr gefallen war. Sie riss, als sie das Haus verloren, als würde damit auch die letzte Verbindung zu ihrem bisherigen Leben durchtrennt werden.

Doch es war nicht ausschließlich Wut, was Verònica empfand. Es kam noch etwas anderes hinzu. Eine unsägliche Enttäuschung. Sie hatte auf dieses Vorhaben jahrelang hingearbeitet, alles getan, was ihr möglich gewesen war. Und sie hatte doch verloren. Ärger über Antoni Mayol grummelte außerdem in ihren Eingeweiden.

Er hatte ein weiteres Gespräch ausgeschlossen. Und auch noch einfach das Telefonat beendet, ohne mit ihr eventuelle nächste Schritte zu besprechen. Ein Hasenfuß. Ganz offensichtlich der falsche Mann für ihr Anliegen.

Wie damals, dachte sie.

Ihre Mutter hatte auch den falschen Anwalt und Crespí die besseren Kontakte gehabt. Monat für Monat waren die Ersparnisse ihrer Mutter geschrumpft. Crespí hatte sie mit seiner Hinhaltenaktik regelrecht ausgeblutet. Dazu kam, dass sie sich vom kaltschnäuzigen und vermeintlich einflussreicheren Crespí gewaltig hatte einschüchtern lassen. Am Ende hatte sein längerer Atem gesiegt. Und nun war es zu spät.

Verònica schloss die Augen. Bilder stiegen vor ihrem inneren Auge auf. Sie erschienen ihr wie die vom verlorenen Paradies. Sie sah die unzähligen, von ihrer Mutter gepflanzten orangefar-

benen Marigold, die die Auffahrt säumten wie eine Zierborte. Sie liebte den aromatischen Duft und verband mit ihm immer die Erinnerung an eine bessere Zeit.

Sie dachte an die Obstbäume im Garten hinter dem Haus. Es gab Orangen, Feigen und Äpfel, eingerahmt von wildem Rosmarin und den Oleanderbüschen. Die Kinder hatten von den Physalis genascht, als die tiefgelben Früchte noch gar nicht richtig reif gewesen waren, sondern noch so sauer, dass sie die komischsten Grimassen schnitten, wenn sie sie verspeisten. Tränen stiegen ihr in die Augen und rannen gleich darauf über ihre Wangen, so sehr sie auch versuchte, sich zusammenzureißen. Alles verloren. Alles vorbei und nur noch Erinnerung. Und irgendwann würde auch die verblassen.

Verònica schnäuzte in ein Papiertaschentuch. War wirklich alles vorbei? Ihr Blick wanderte zu ihrem Schreibtisch, über den Stapel Papiere. Anwaltskorrespondenz, Gebäudegutachten und eine Testamentskopie.

Crespí verkauft also nicht. Jedenfalls zum derzeitigen Zeitpunkt nicht. Vielleicht sogar nie. Und? Soll er doch zum Teufel gehen, wo er zweifellos hingehört. Sie ballte ihre Faust und fühlte sich wie Scarlett O'Hara mit der Erde von Tara in der Hand. Wäre es ihr nicht so ernst gewesen, hätte sie gelacht.

Sie machte sich selbst ein Versprechen. Crespí würde sie nicht kleinkriegen. Diesmal nicht.

Verònica atmete ein paarmal tief durch, straffte die Schultern, bis die Wirbel knirschten, und merkte, wie ihre Melancholie wieder dem Groll Platz machte. Das war gut. Groll trieb sie voran.

Ihr Blick blieb abermals an den Papieren hängen. Der Samen für einen neuen Plan wurde gepflanzt.

Dann hole ich mir das Haus eben auf andere Weise wieder. Er hat es ja nicht anders gewollt.

Doch erst nahm sie sich eine Schaufel und fegte die Scherben vom Nachmittag zusammen.

Bernat Crespís Augen weiteten sich. Mit einem hohen, entgeisterten Japsen nach Luft wich er einen Schritt zurück. Fast machte er einen Hüpfer. Im selben Moment wurde ihm klar, wie das wirken musste. Dass er seinem Gegenüber dadurch zeigte, wie eiskalt er erwischt worden war und dass er die Kontrolle über das Geschehen verloren hatte.

Er straffte sich, plusterte sich auf wie ein Kampfhahn und holte tief Luft. Doch alles ging so schnell, dass er nicht wahrnahm, wie sich die Hand seines Gegenübers zur Seite ausstreckte und nach etwas langte. Zu sehr war er damit beschäftigt, seiner Bestürzung Herr zu werden und stattdessen seiner Entrüstung Ausdruck zu verleihen. Doch noch bevor er fragen konnte, was zum Teufel dies alles zu bedeuten hatte, sauste der Arm auf ihn zu.

Zum Ausweichen war keine Zeit. Der Sockel der Statuette traf ihn genau an der Schläfe. Crespí konnte gerade noch seine Augenbrauen empört hochziehen, bevor seine Beine nachgaben. Er spürte, wie etwas Warmes über sein Gesicht rann, ehe um ihn herum alles schwarz wurde.



Der Duft von frisch zubereitetem *café con leche* wogte durch den Raum. Er mischte sich mit der kühlen Morgenluft, die durch die weit aufgerissenen Fenster strömte und den Mief der Nacht vertrieb. Es würde ein strahlender Tag werden. Der Regen hatte aufgehört, die Wolken hatten sich verzogen und machten einem kobaltblauen Himmel Platz.

Einzig der Lärm von draußen störte den morgendlichen Frieden. Eine Garage der Palmesaner Feuerwehr befand sich direkt neben dem Kommissariat in der Carrer de Marbella. Bereits zum zweiten Mal rückte ein Einsatzfahrzeug aus.

Inspektor Rafael Salvà streckte seinen Strubbelkopf durch die Tür zum Büro seines Vorgesetzten, der in diesem Moment in seine Ensaimada biss und Puderzucker über Hemd und Tastatur verteilte. »Gabriel, es gibt Arbeit.«

Chefinspektor Gabriel Ferrer sah vom Bildschirm auf. Es war sechs Uhr. Er war noch nicht das, was er im Allgemeinen unter bereit für den Tag verstehen würde. Er sah seinen jüngeren Kollegen Salvà auffordernd an. »Worum geht es?«

»Die Kollegen von der Policia Local in Santanyí haben uns gerade benachrichtigt. Die haben einen Toten. Fremdeinwirkung.«

»Fremdeinwirkung. Haben die es auch etwas genauer?«

»Schlageinwirkung.«

»Wo?«

»Auf den Schädel.«

»Wo der Tote gefunden wurde, will ich wissen.« Begriffsstutzigkeit konnte Ferrer am frühen Morgen noch weniger vertragen als zu anderen Tageszeiten.

Salvà sah ihn entschuldigend an. »In der Küche seines Hauses in Cala Santanyí. Der Name ist Bernat Crespí. Ein Schuhfabrikant.«

»Wer hat ihn gefunden?«

»Die Ehefrau. Sie hat ihre Tochter und den Schwiegersohn

geweckt, die im selben Haus wohnen. Die Tochter hat daraufhin die Notrufzentrale benachrichtigt.«

»Und alle drei haben in der Nacht nichts mitbekommen? Was ist denn das wieder für eine Geschichte.« Ferrer strich sich mit einer müden Geste durch das dunkle Haar, das von ersten silberfarbenen Fäden durchzogen war, und griff nach seiner Lederjacke. Den letzten Schluck Kaffee spülte er im Stehen hinunter. »Also los. Sehen wir uns die Sache mal an.«

Das Wohnviertel nordwestlich der Bucht von Cala Santanyí bediente gehobene Ansprüche. Von der Carrer sa Costa d'en Nofre gingen mehrere, teilweise im Zickzack verlaufende Nebenstraßen ab, zu deren beider Seiten beeindruckende Villen lagen, die sich ein Polizist nicht leisten konnte. Auch nicht ein Chefinspektor.

Die meisten Häuser trennten Natursteinmauern und üppige Gärten von der Straße. Hier ging es nicht so privat zu wie in Son Moja, aber auch nicht so touristisch wie unten am Strand, der im Sommer von den Tagesausflüglern aus Cala Figuera bevölkert wurde.

Als Ferrer und Salvà an der angegebenen Adresse ankamen, wimmelte es auf der Straße vor der schneeweißen Villa mit der verschachtelten Architektur bereits vor Menschen wie in einem Ameisenhaufen. Sie bahnten sich einen Weg durch die herumstehenden Schaulustigen, die vom Absperrband auf Distanz gehalten wurden. Vermutlich handelte es sich um die lieben Nachbarn.

Ferrer und Salvà marschierten zielstrebig über den sicher dreißig Meter langen Kiesweg auf das Haus zu. Er führte sie durch einen Vorgarten, in dem Zwergpalmen, Agaven, Bougainvilleen und eine Fülle von Geranien wuchsen. Vor dem Eingang trafen sie auf einen uniformierten Beamten, den Ferrer von früheren Einsätzen bereits kannte.

»*Bon dia*, Sánchez«, begrüßte er den jungen Mann, der ihn auch heute wieder irritiert ansah. Sánchez war kein Mallorquiner, nicht einmal ein Katalane, wusste Ferrer. Er stammte aus der Provinz Pontevedra, und so kam ihm der katalanische Gruß wohl eher wie der seiner portugiesischen Nachbarn auf der anderen Seite des Río Miño zu Hause in Galicien vor. Ferrer hatte den Eindruck, Sánchez konnte sich hier einfach nicht daran gewöhnen.

»Wie schaut es aus? Können Sie mir schon etwas sagen?«

»*Buenos dias*, Chefinspektor Ferrer. Die Tatortsicherung ist abgeschlossen. Die Familie ist im Haus. Ehefrau, Tochter, Schwiegersohn. Die Notärztin Doctora Pujol hat sich den Toten bereits angesehen.«

»Und ist fröhlich durch unseren Tatort gelatscht?«

Sánchez räusperte sich.

»Nein, ist sie nicht«, ertönte eine leicht pikierte weibliche Stimme hinter Ferrer. »Denn sie ist ja nicht blöd und macht den Job auch nicht zum ersten Mal.«

»Freut mich zu hören. *Bon dia*, Doctora Pujol.« Ferrer drehte sich um und stand der hochgewachsenen Ärztin mit den streng zurückgebundenen Haaren gegenüber, die ihn sogar noch um ein paar Zentimeter überragte. Vielleicht trug auch das dazu bei, dass er mit ihr einfach nicht recht warm werden wollte.

Doctora Pujol ließ sich von seiner Ironie nicht beeindrucken und begann zu berichten. »Der Mann hat einen Schlag mit einem stumpfen Gegenstand auf den Kopf erhalten. Der Schlag ist allerdings nicht wie so oft auf den Hinterkopf ausgeübt worden, sondern auf die seitliche Stirn im Schläfenbereich. Was darauf hindeutet, dass Täter und Opfer sich gegenüber- oder seitlich zueinander gestanden haben. Genaueres müssen die Kollegen von der Rechtsmedizin herausfinden. Die können den exakten Schlagwinkel berechnen.«

Ferrer zog amüsiert die Augenbrauen hoch. »Doctora Pujol, wollen Sie uns unsere Ermittlungsarbeit wegnehmen?«

Die Notärztin quittierte diese Bemerkung mit Nichtbeachtung. »Ob eine durch den Schlag ausgelöste Hirnblutung tödlich war oder wie bei einem Reflextod ein tödlicher Kreislaufstillstand verantwortlich ist, wird ebenfalls eine Obduktion ergeben.« Sie hielt Ferrer den Totenschein vor die Nase. »Die Leichenstarre hat bereits eingesetzt. Im Gesicht, genauer gesagt um die Augen, und an der Kiefermuskulatur. Nacken und Hals sind noch nicht betroffen, also dürfte der Tod vor circa zwei bis vier Stunden eingetreten sein. Falls Sie noch weitere Fragen haben, stehe ich zu Ihrer Verfügung.« Damit ließ sie den einigermaßen beeindruckten Ferrer stehen und verschwand in der Menge.